

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Pforzheimer Anzeiger 1943

201 (28.8.1943)

Wforzheimer Anzeiger

Tageszeitung für nationalsozialistische Weltanschauung

Einziges amtliches Verteidigungsblatt für den Amtsbezirk Wforzheim

Verleger und Hauptgeschäftsführer: Dr. Paul Bebe (s. J. Wehrmacht). Stellvert. Verleger: Max Böhler. Stellvert. Hauptgeschäftsführer und Chef vom Dienst: Erich Kneipold. Druck und Verlag: Gebr. Bebe, alle in Wforzheim. Einzelheft Nr. 23/25. Preisheft Nr. 5044 bis 5047. - Zur Zeit gilt Preisheft 6.

Bezugspreise:
Bei Zustellung durch die Trägerin monatlich RM 1.60 (einschl. Trägerlohn); für Selbstabholer am Schalter und bei den meisten RM 1.50, für Postbesteller RM 1.96 (einschl. Postzuschlag). Einzelheftverkaufspreis 10 Pfennig. Postbesteller Nr. 9190 Amt Karlsruhe. - Postfach Nr. 131.

Anzeigenpreise:
13 Pfennig je Millimeter Großspalte, Zeitteil 50 Pfennig je Millimeter. Kennwortgebühr 25 Pfennig. Nachlässe Mastspalte 1, Mastspalte B, Preisliste 9. Für fernmündlich erteilte Aufträge, Abbestellungen und das Erscheinen an bestimmten Tagen keine Gewähr. - Gerichtsstand Wforzheim.

Gegründet 1873

Samstag/Sonntag, den 28./29. August 1943

70. Jahr / Nr. 201

Rundschau

* Der Oberkommandierende der britischen Bombengeschwader, Luftmarschall Harris, wurde 1892 in Cheltenham geboren und entstammte nicht der oberen Gesellschaftsschicht Englands. Seine Schulbildung war demgemäß einfach. Schon in jungen Jahren begab er sich nach Südafrika, um sich dort als Farmer zu betätigen. Im ersten Weltkrieg trat er in das erste rhodesische Regiment ein, kämpfte unter Votha in Südafrika gegen die Deutschen und lehrte 1915 nach England zurück. Hier trat er im „Royal Flying Corps“ Dienst. In Großbritannien wurde er fliegerisch ausgebildet als Spezialist für Nachtluftkämpfe. Seine damalige Aufgabe bestand in der Abwehr der starken deutschen Gespelinangriffe, die gegen London gerichtet waren. Später betätigte er sich als Flieger an der Westfront in Frankreich.



lehen-Dienst.

Nach dem Weltkrieg wurde Harris nach Indien versetzt und erhielt hier ein Geschwader, das die Aufgabe hatte, durch rücksichtslose Bombenangriffe gegen die indische Bevölkerung die aufständischen Gebiete zu säubern. Zum erstenmal wandte er so den Terror aus der Luft gegen wehrlose Eingeborene im indischen Bergland an. So ist die Entstehung des Gedankens eines Bombenkrieges gegen die Zivilbevölkerung typisch britisch. Derselben brutalen Methoden gegen die Bergstämme in Nordindien glaubte nun England auch gegenüber Deutschland und Europa anwenden zu können.

Die weitere militärische Laufbahn des englischen Luftmarschalls ist bedeutungslos und zeichnete sich nicht durch besondere Leistungen aus. In Ägypten, Palästina, Kanada führte er Abteilungen der Luftwaffe. In den USA vervollständigte er seine Kenntnisse und seine Ausbildung in der Flugtechnik. 1940 wurde er stellvertretender Chef der Luftwaffe. In dieser Stellung führte er 1941 eine Abordnung der Luftwaffe zur Inspektion nach den USA. - Nach im selben Jahr wurde er zum Luftmarschall befördert. Am Februar 1941 zum Chef des Bombenkommandos ernannt, führte er sich in seiner neuen Stellung durch die ersten Terrorangriffe auf Liverpool, London und Köln ein. Harris ist somit verantwortlich für die Brutalität der jetzigen Kriegsführung.

* Der britische Informationsminister Braden hatte in Quebec das Bedürfnis, viel von sich reden zu machen. Dabei war er unglücklich genug, vor Pressevertretern u. a. auch über jene achtsamegenetischen Pläne zu sprechen, die man vor allem gegen Deutschland und Japan zur Durchführung bringen möchte. Die Rösser sollen, wie er ausplauderte, „bombardiert, verbrannt und unarmherzig beseitigt werden“. Braden hat damit der Welt, vor allem den Massenmedien, nichts neues gesagt und fidele auch nicht der britischen Presse. Wenn sie trotzdem jetzt von Braden abzurufen versucht und, wie „News Chronicle“, einen scharfen Angriff gegen den britischen Informationsminister richtet, indem das Blatt schreibt, daß Braden in Quebec keinen Kontakt zur Presse gefunden habe, daß seine herablassende Art peinlich gewesen sei und seine Ausführungen „fingiertes Geschwätz“ darstellten hätten, so wird all das die Achsenmächte nicht darüber hinwegtäuschen, daß Braden nichts anderes tat, als die „idealen“ Kriegsziele unserer Gegner herauszustellen.

* „Tschungking-China ist keine Nation in unserem Sinne. Es hat den Krieg niemals gewonnen und wird es auch künftig nicht tun“, schreibt der bekannte Militärkritiker der „New York Times“, Hanson W. Baldwin, in „Readers Digest“. Tschungking-China hat keine Armee im heutigen Sinn. Daher reichen Befestigungen allein nicht aus. Für viele Tschungking-Heerführer ist Krieg noch heute ein Mittel, sich persönlich zu bereichern. Die chinesische Kriegslage wird noch auf Jahre hinaus schlecht sein, da Japan alle strategisch und wirtschaftlich bedeutenden Punkte besetzt hält. Die Japaner führen eine aktive Verteidigung durch und benutzen China gleichzeitig als Ausbildungsgebiet für ihre Truppen. Ueberdies kann man Heeresberichten Tschungking nicht glauben - oft wird darin von Schlachten berichtet, die überhaupt nicht stattgefunden. Ein großer Teil des Tschungkingchinesischen Heeres besteht aus Guerillakämpfern, die nur eine sehr lockere Verbindung mit Tschungking aufweisen.

Ebensolowenig könne, so sagte der Militärkritiker weiter, Japan besiegt werden, indem man eine große Luftmacht in Tschungking-China aufbaue und von hier aus Tokio angreife, wie so viele Amerikaner glauben. Die Chinesen könnten ihren Gegner nicht daran hindern, gefährliche Luftstützpunkte sofort zu besetzen. Bevor also China Luftstützpunkte im Endgültigen werden könne, müsse nicht nur die Burmastraße zurückgewonnen werden, sondern zahlreiche andere Wege nach China müssten gefunden werden, vor allem Häfen an der Ostküste. Alle diese Pläne seien jedoch in japanischer Hand.

Der Weg nach Tokio über China ist nach allem nicht der einfachste, sondern der schwierigste. Japan ist sowohl eine große Land- als auch Seemacht. Es ist mehr als gefährlich, wenn die Amerikaner glauben, die Chinesen könnten eine entscheidende Rolle im Endgültigen gegen Japan spielen“, schreibt Baldwin. Wir müssen der Tatsache ins Auge sehen, daß die Hauptlast des Pazifik-Krieges durch uns allein getragen werden muß.

Was Roosevelt dem italienischen Volk zugedacht hat

Genf, 27. August.

Der USA-Journalist Kingsbury Smith, der dem Weissen Hause sehr nahe steht und sich schon wiederholt durch besonders gehässige Nachkriegspläne hervorgetan hat, hat jetzt in einem Aufsatz im „American Mercury“ die Zielfestlegung des USA-Imperialismus gegenüber Italien in einem Artikel umrissen, der alle bisherigen Pläne dieser Art übertrifft und kennzeichnend ist für die Politik Roosevelts.

Kingsbury Smith spricht Italien jedes Recht der Selbstständigkeit ab. Die Italiener sollen sich hauptsächlich vom Fremdenverkehr ernähren und jeden Gedanken eines großen Reiches mit Kolonien aufgeben. Es wird von Italien unbedingte Unterwerfung verlangt und ihm eine Zeit zur Besserung gegeben. Nach völliger Entwaffnung soll ihm etwa das Gebiet von 1861 belassen werden, wobei allerdings noch gewisse Grenzkorrekturen gemacht werden sollen. Die Italiener dürfen sich in Libyen ansiedeln, aber nicht unter italienischer Souveränität. Italien soll ferner den Plan einer Ernährungsaufzucht aufgeben. Es wird ihm vorgeschrieben, was es herstellen kann und was es nicht herstellen darf. In der Hauptsache hat man ihm etwa die Herstellung von Luxuswaren zugebietet. Eisen und Zinn z. B. sollen Italien von England bezogen werden. Die USA zugekauft werden. Für den Fall, daß Italien nicht genug Geld zur Bezahlung hat, sollen Prämien für den

Nichtanbau von Weizen eingeführt und diese dann gegen die Rohstofflieferungen berechnet werden.

Kingsbury Smith, in dem man einen Sprecher des Präsidenten Roosevelt sehen darf, beweist mit seinem Plan erneut, daß England und die USA nicht für irgend ein Ideal oder eine bestimmte Staatsform, sondern lediglich für ihre eigenen machtpolitischen Interessen kämpfen. Die englische Blutokratie und der jüdische Panzer-Imperialismus sind sich darin einig, daß die europäischen Mächte des Aufbaus vernichtet und gefesselt werden müssen. Ein anderes Kriegsziel kennt man weder in London noch in Washington.

Banffart: Deutschland muß machtlos werden

Lord Banffart, der von 1930 bis 1938 Unterstaatssekretär im englischen Außenamt war und seitdem ein einflussreicher diplomatischer Berater der englischen Regierung ist, gibt wieder einmal seinem Deutschenhaß, und zwar in einem Artikel der englischen Monatszeitschrift „World Review“ Ausdruck. Die Engländer und Amerikaner, so schreibt er, müßten ganz Deutschland rücksichtslos und für lange Zeit besetzen, denn es sei „der deutsche Charakter von den Anglo-Amerikanern umzuformeln“. Dazu benötige man aber mindestens die Zeit einer Generation, wahrscheinlich noch länger. Das Endziel seines Planes sei, so betont er abschließend, ein machtloses Deutschland.

Ueber 15000 Panzer außer Gefecht gesetzt Sowjetische Strälingsregimenter bis auf geringe Reste vernichtet

Berlin, 27. August.

Die bolschewistische Sommeroffensive hat erneut auf den Raum westlich und südwestlich Orel übergriffen. Schon seit längerer Zeit waren dort feindliche Truppenbewegungen beobachtet und von der Luftwaffe mehrfach heftig bombardiert worden. Auch die vor drei Tagen südlich Schibra geführten Ablenkungsangriffe deuteten auf den bevorstehenden Großangriff hin. Die dabei vom Feind angewandte Taktik unterließ die zermürbenden Folgen der bei Bolschewisten seit Anfang Juli Tag für Tag beobachteten schweren Verluste.

Die Tatsache, daß unsere Heeres- und Luftwaffenverbände seit 5. Juli nunmehr über 15 000 Sowjetpanzer außer Gefecht gesetzt haben, sowie die Mißerfolge der immer wieder blutig gescheiterten Durchbruchversuche auf die Kampfmoral der Sowjets veranlassen ihre Führung und südlich Schibra, das Schwergewicht auf starken Artillerie- und Luftwaffeneinsatz zu verlegen, den Infanterie- und Panzerverbänden den Einbruch in unsere Stellungen erleichtern sollte. Zur weiteren Schonung seiner Schützen-Divisionen bildete der Feind die ersten Wellen aus Strälings-Regimentern, die durch Sperzbataillone rücksichtslos ins deutsche Feuer getrieben wurden. Die anstreichenden Panzerbrigaden waren nach Zahl und Waffen wesentlich schwächer als bei den früheren Kämpfen im Orel-Abschnitt. Sie gingen wie die Infanterie nicht in geschlossenen Massen, sondern in Störgruppen vor, die während des Angriffs laufend von rückwärts verstärkt wurden. Trotz der sehr schweren Feuerbereinigung und trotz immer wiederholten Angriffen konnten jedoch die Bolschewisten ihr Kampfsziel nicht erreichen. Die kleinen, bereits wieder bereinigten oder abergelegten Einbrüche stehen in keinem Verhältnis zu den ungewöhnlich hohen blutigen und materiellen Verlusten des Feindes.

Am Kampfplatz von Charlow ging die Schlacht mit unermindelter Heftigkeit weiter. Die Schwerpunkt lagen diesmal südlich und westlich der Stadt. Den Angriffen im Süden gingen heftige Kämpfe zur Schaffung geeigneter Ausgangsstellungen voraus. Schon vor mehreren Tagen waren sowjetische Schützen in das große Waldgebiet

50 Kilometer südlich Charlow eingeführt und hatten sich im Schutz des unwaldähnlichen Geländes allmählich verschanzen können. Sudetenrussen und ostpreussische Grenadiere traten den mehrere Regimenter starken Bolschewisten im Verein mit Artillerie und Sturmgeschützen entgegen und warfen den Feind zurück. Nach neuntägigen Kämpfen, in denen die Bolschewisten rund 1200 Tote einbüßten, war der feindliche Versuch, im Schutz des Dnezer-Lehabades von Südosten her einen Keil in die deutsche Front zu treiben, gescheitert.

1000 Panzer in 35 Tagen

Die hervorragende Leistung der 44-Panzer-Grenadier-Division „Das Reich“

Berlin, 27. August.

Wie der Wehrmachtbericht meldet, hat die im Rahmen eines 44-Panzerkorps eingesezte 44-Panzer-Grenadier-Division „Das Reich“ seit Beginn der Abwehrschlacht im Raum von Wjelsgorod und Charlow innerhalb von 35 Tagen 1000 sowjetische Panzer abgegriffen. Diese Zahl vermittelt ein einbrudsvolles Bild vom gigantischen Ausmaß der Materialschlacht, die seit zwei Monaten mit unvermindelter Heftigkeit im Gange ist. Die 44-Panzer-Grenadier-Division „Das Reich“ war seit Beginn der Kämpfe an allen Brennpunkten dieses Ringens eingesetzt.

Zunehmend stellen eine ungeheure Kampfkraft dar, die den Verlauf einer Schlacht entscheidend beeinflussen kann. Ihr Stahl erbarbt bei Angriff und Abwehr im Feuer unserer Panzer-Grenadiere. Es waren auch englische Churchill-Panzer darunter. Sie hatten ihren weiten Weg umsonst gemacht. Genau so wie die schweren Sowjetpanzer vom Typ „T 34“ blieben sie nach der Begegnung mit den deutschen Angriffswaffen und Abwehrkräften als taubender Schrotthaufen auf dem Schlachtfeld liegen.

An dieser glänzenden Leistung sind das Panzerregiment der Division mit rund 500, die Sturmgeschütz-Abteilung bis zum Tage der Ritterkreuzverleihung an ihren Kommandeur mit rund 250 und die übrigen Verbände mit weiteren 250 Panzern beteiligt. Es ist hervorzuheben, daß die Wehrmacht der von den Grenadiere zur Strecke gebrachten Kampfwagen im Nahkampf außer Gefecht gesetzt wurden.

Vorbildliche Haltung der Berliner

Korrespondenten Madrider Zeitungen über den letzten Terrorangriff

Dr. Sch. Berlin, 28. August.

Die Berliner Korrespondenten der Madrider Zeitungen „Arriba“ und „ABC“ berichten von der vorbildlichen Haltung der Berliner Bevölkerung bei dem letzten britischen Terrorangriff. „ABC“ schreibt: „In diesen schweren Nächten ist es der Welt klar geworden, was man schon seit Wochen feststellen konnte, nämlich eine wachsende Verbollkommnung in der Verteidigung der Reichshauptstadt und die wirksame Zusammenarbeit zwischen den einzelnen Organisationen. Der Glaube an seine Erfindergabe gibt dem deutschen Volk die Zuversicht, daß es diese Krise des Krieges überwinden wird.“ - „Arriba“ stellt fest: „Trotz allem, was auch kommen mag, Berlin bleibt Berlin“, wie es in einem alten Lied heißt. Die Berliner können auch durch Millionen Kilogramm Bomben nicht feingemacht werden.“

Zur Lage im Osten haben Lissaboner Blätter hervor, daß in bald zweimonatigen Offensivkämpfen der Sowjets alle Durchbruchversuche in erbittertem Ringen zum Scheitern gebracht worden seien. Das Ueberbringen der sowjetischen Angriffe auf immer neue Frontabschnitte nennt „Noticias“, die Strategie der Verlegenheit. „Diario“ bemerkt in einem Artikel aus der Feder des Generals Fernando Arpe, daß die Existenz der Sowjets nicht weniger von einem Siege abhängt als die Existenz des übrigen Europa. Madrider Zeitungen haben hervor, daß die sowjetische Heeresleistung die Taktik selbst

nicht geändert habe, wenn jetzt auch mehr die Brennpunkte der Front angeklümmert würden. „Der Sieg über den Bolschewismus ist den Deutschen sicher und kann ihnen nicht mehr entzogen werden, gleichviel wie lange das sowjetische Massenanstürmen auch noch fortbauert“, so meint schließlich die Madrider „ABC“. - Von Interesse ist in diesem Zusammenhang auch ein Artikel in der „Chicago Tribune“, der Roosevelt und Churchill mahnt, mehr an die Möglichkeit des Endes dieses Krieges zu denken. Es heißt in dem Artikel: „Nachdem die Dreipaktmächte nicht einmal entscheidend angegriffen, viel weniger entscheidend geslagen worden. Wenn auch der Sowjetföhl nicht wankt, so rüde er doch auch nicht von der Stelle darin, wo man ihn haben wollte, gegen die deutsche Reichsgrenze. Es müßten deshalb alle Möglichkeiten in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, auch die Möglichkeit, daß der Krieg anders ausgehe, als man nach jedem erreichten italien Erfolg überschneulich vorredne.“

König Boris ernstlich erkrankt

dnb Sofia, 27. August.

Die bulgarische Morgenpresse bringt folgendes amtliches Communiqué über die Erkrankung des Königs Boris von Bulgarien: „Seine Majestät der König ist seit drei Tagen ernstlich erkrankt. Seine Behandlung liegt in den Händen der besten Spezialisten.“

Nach der Konferenz von Quebec

© Wforzheim, 28. August.

Es sind nunmehr acht Wochen vergangen, daß sich an der Ostfront aus einem irdischen Angriffsunternehmen im Abschnitt Wjelsgorod heraus die große Abwehrschlacht dieses Sommers entwickelte. Während aber damals nur ein Frontabschnitt von etwas mehr als 150 Kilometer Breite vom Wjelsgorod bis zum Kuban-Brückenkopf Schauplatz schwerer erbitterter Kämpfe sein konnte, an dem nicht der Wehrmachtbericht von dem Ansturm sowjetischer Divisionen gegen unsere Stellungen meldet, aber auch kein Tag vergeht, an dem nicht unsere Truppen dem Gegner schwerere Verluste an Menschen und Material zufügen. Immer mehr zeigt sich, daß Stalin in diesem Sommer gezwungen ist, eine Entscheidung um jeden Preis zu suchen, um vor allem der kritischen Entwicklung hinsichtlich der Ernährungslage Einhalt zu gebieten. Ein Artikel der Moskauer „Pravda“ mit der Überschrift: „Wer wird in der Ukraine ernten?“ lieh seinen Zureiß über die Zielfestlegung der diesjährigen Sommeroffensive, gab aber gleichzeitig auch darüber Aufschluß, weshalb die Sowjets entgegen ihrer bisherigen Strategie in der warmen Jahreszeit eine Offensive begannen. „Wir müssen“, so hieß es in dem Artikel wörtlich, „unter allen Umständen in den Besitz der Ukraine kommen, wollen wir nicht im Winter vor kaum überwindbaren Schwierigkeiten stehen. Jede Verzögerung der Hilfe aus dem Westen bedeutet für uns, daß immer mehr Sowjetangehörige in der Schlacht fallen oder den Hungerstod herben, zumal die deutschen Verteidigungsmethoden von Tag zu Tag wirksamvoller werden und uns jeder kleine Erfolg größte Opfer kostet.“

Diese Auslassung zeigt einmal die entscheidende Bedeutung, die den deutschen Abwehrerfolgen zukommt, zum anderen aber beweist die ernste Forderung zur Errichtung einer zweiten Front, wie schwer den Sowjets im Osten das Ringen wird. Selbst die noch so aufgeschauften Siegesmeldungen über die Wiederinbesitznahme des völlig zerstörten Charlow konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich praktisch an der Lage nichts geändert hat, und daß die Sowjets nach wie vor vergeblich die deutschen Stellungen zu durchbrechen suchen. Moskau verlangt deshalb kategorisch eine frühbare Entlastung durch die Verbündeten und erklärt, daß nur ein Angriff auf den Atlantikwall eine gültige Hilfe darstelle. „Die Sowjets erwarten“, so heißt es in einem Bericht des Reuterskorrespondenten in Moskau, „daß durch den verlangten Seeländangriff mindestens 50 bis 60 deutsche Divisionen von der Ostfront abgezogen würden, und betrachten diese Entlastung als Minimum der ihnen von den Verbündeten zu leistenden Hilfe.“

Im Schatten dieser erneuten Moskauer Forderung dürfte auch die soeben zu Ende gegangene Konferenz zwischen Churchill und Roosevelt in Quebec gestanden haben. Wie weit allerdings die sowjetischen Wünsche erfüllt werden sollen, geht aus dem mehr als dürftigen Abschlusscommuniqué, das die englische Bevölkerung nach Stockholm berichtet ebenso ersänt wie enttäuscht habe, nicht hervor. Es wird lediglich erklärt, man hoffe, auch die Sowjets das nächste Mal am Konferenztisch zu finden; im übrigen aber hat man dem nicht anwesenden östlichen Verbündeten erneut seine völlige Untertüchtigkeit gegenüber den Nachkriegsplanen Stalins versichert und betont, daß die Westmächte es sich zum Ziel gesetzt hätten, jene tiefen Gefühle der Verbitterung und der Dankbarkeit gegen den „Großen Verbündeten“ auch in die Praxis umzusetzen.

Im übrigen scheint man sich während den vierzehntägigen Besprechungen in Quebec mit der schon so oft diskutierten Frage beschäftigt zu haben, ob man Deutschland und Japan „ausleihen oder nacheinander“ bekämpfen sollte. Man hat diesmal die stärkere Betonung auf Japan gelegt, jedenfalls heißt es in dem Communiqué, daß sich „die militärischen Besprechungen in großem Umfange auf den Krieg in Ostasien bezogen hätten“. Inwiefern allerdings die von der feindlichen Presse geäußerten Vermutungen, daß die Westmächte in naher Zukunft eine Offensive gegen Japan starten würden, zur Ableitung dient, muß abgewartet werden. Sicher ist, daß Roosevelt nichts unberücksichtigt lassen wird, um die Milderberung strategisch wie wirtschaftlich wertvoller Gebiete im Pazifik in die Wege zu leiten, um damit den auch von dem leidenschaftlichen denkenden Amerikaner am meisten gehähten Gegner entscheidend zu schwächen. Die japanische Führung, der diese Absichten des Gegners nicht entgangen sind, bereitet das Volk schon seit einiger Zeit auf eine kommende Intensivierung des Pazifikkrieges vor. In den Reden japanischer Staatsmänner findet sich immer öfters der Hinweis, daß Japan für seine eigene Sicherheit und die Ostasien zweifellos noch größere Opfer zu bringen habe, als die notwendigen waren, um im Raum des Indischen und Pazifischen Ozeans die Ausgangsstellungen für den entscheidenden Kampf zu erobern. Im übrigen aber beweisen die umfangreichen Luftschubmaßnahmen in japanischen Städten, daß unter Verbündeter sich gegenüber allen Eventualitäten wappnet.

Im Zusammenhang mit der Konferenz von Quebec verdient noch eine Auerklärung Roosevelts Beachtung, die er gegenüber Pressevertretern vorbrachte, und in der er hervorhob, daß die „bewaffneten Streitkräfte allein den Krieg nicht gewinnen könnten, womit er die bedeutende Rolle kennzeichnete, die man dem Propagandakrieg obnelegen“, der im Zusammenhang mit diesen Besprechungen von unseren Gegnern angekündigt worden ist, beimit. Damit aber dürfte gleichzeitig das Hauptproblem klar werden, um das sich die Beratungen vor allem gedreht haben werden. Es handelt sich um die Frage, wie man die Deutschen auf dem Kontinent besiegen kann, ohne zu Blutopfern gezwungen zu sein, deren erschreckende Größe sich auf Grund der historischen Kampfbilanz unüberer rechnen läßt. „England kann sich derartige Verluste“, so lautet exi dieser Tage ein Londoner Blatt, „einfach nicht leisten. Wir

Durchbruchversuch bei Orel scheiterte

Neue Sowjetangriffe an verchiedenen Frontabschnitten abgewiesen

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Aus dem Führerhauptquartier, 27. August.

Bei den Kämpfen an der Mius-Front erzielten deutsche Truppen einen erneuten Abwehrerfolg. Eine starke deutsche Kampfgruppe stieß dem angreifenden Feind in die Flanke, warf ihn mit hohen Verlusten zurück und brachte Gefangene und Beute ein.

Bei Nijam wurden in verschiedenen Frontabschnitten Angriffe der Sowjets abgewiesen und feindliche Eindricke im Gegenstoß beseitigt. Im Kampfgebiet um Charlow griffen die Volksgewalten nach Artillerievorbereitung mit Panzern und Schlachtfliegern südlich und westlich der Stadt an. In erfolgreichen Abwehrkämpfen wurden die Angriffe unter hohen Verlusten für den Feind abgewiesen, der dabei über einhundert Panzer verlor.

Im Raum südwestlich und westlich Orel traten die Sowjets gestern zu einem erwarteten Angriff an. Trotz ungewöhnlich starkem Luftwaffeneinsatz gelang es ihnen nicht, den beabsichtigten Durchbruch zu erzielen. Der Feind erlitt schwere Menschen- und Materialverluste.

Während der Kämpfe des gestrigen Tages verloren die Sowjets insgesamt 218 Panzer.

Im hohen Norden schlugen deutsche Jagd- und Zerstörerflugzeuge Luftangriffe des Feindes gegen ein deutsches Geleit ab und vernichteten ohne eigene Verluste 26 von fünfzig angreifenden Sowjetflugzeugen. Damit haben sich die Fliegerverbände unter Führung des Generalmajors Roth bei der Sicherung des Nachschubs zur See an der Eismeerfront erneut bewährt.

Im finnischen Meerbusen schossen Klein-

fahrzeuge der Kriegsmarine, die seit Monaten im Sibirien- und Uferwachenpostendienst eingesetzt sind, aus einem angriffenden bolschewistischen Bomberverband drei Flugzeuge ab.

Durch schnelle deutsche Kampfflugzeuge wurden feindliche Transport-, Landungsboote und Nachschublager an der Ostküste Siziliens mit guter Wirkung bombardiert.

In Süditalien schossen deutsche Luftverteidigungskräfte gestern sechs feindliche Flugzeuge ab. Bei den schweren Kämpfen im Raum von Charlow hat sich die 44-Panzergranatier-Division „Das Reich“ in Angriff und Abwehr besonderen Ruhm erworben. Die Division schloß allein innerhalb 35 Kampftagen eintausend feindliche Panzer ab. Ebenso zehnte sie sich in den Kämpfen von Nijam die Sturmgeschützabteilung 236 besonders aus.

Der italienische Wehrmachtbericht

Dnb Rom, 27. August.

Deutsche Kampfflugzeuge warfen zahlreiche Bomben auf den Hafen Catania und trafen einen mittleren Frachter mit einem Volltreffer.

Längs der sizilianischen Küste hat ein unserer U-Boote zwei feindliche Schnellboote torpediert.

Die Stadt Tarent und Ortschaften in der Provinz Rapell wurden von feindlichen Verbänden angegriffen. Man ist im Begriff, die Opfer und Schäden festzustellen.

Im Laufe dieser Aktionen haben die italienischen und deutschen Jäger und Maschinengewehre neun feindliche Flugzeuge abgeschossen. Eine unserer Korvetten brachte über dem Tyrrhenischen Meer zwei feindliche Flugzeuge zum Absturz.

Erfolgreicher Bandenkrieg in Bosnien

Berlin, 27. August.

Seit den letzten Julitagen steht der Osten Bosniens und das Gelände westlich und südlich der Eisenbahnlinie nach Sarajewo im Zeichen einer großangelegten Säuberungsaktion der deutsch-kroatischen Ordnungstruppen. Versprengte Banden, die vor allem nachts verkehren, in Häuser einzudringen, Brücken zu sprengen und Sabotageakte an Industriebetrieben, Fernspretleitungen und Gleisanlagen durchzuführen, wurden rechtzeitig erkannt und erfolgreich angegriffen.

Die Kämpfe erreichten ihren Höhepunkt in den dichten Buschgebieten und an den Steilhängen der waldlosen Gebirge, in denen sich die Banden in ihre Schlupfwinkel zurückziehen versuchten. Auch im schwierigsten Gelände zeigten sich unsere Truppen den verzweifelt kämpfenden Banditen überlegen und fügten ihnen schwere Verluste zu. Neben Gre-

nadiern und Gebirgsjägern vollbringen auch unsere Panzerjäger, Artilleristen und Nachschubkolonnen immer wieder ungewöhnliche Leistungen. Stets müssen schwere Waffen, Munition und Verpflegung abwärts der Straßen in schwer zugängliche Gebirgsgegenden gebracht werden. Wenn das Gelände den weiteren Vormarsch der motorisierten Einheiten hindert, greifen Traktorkolonnen ein und lösen in kürzester Zeit die schwierigsten Transportaufgaben. Die Banden, die in Ostbosnien ihr Unwesen getrieben hatten, verloren eine außerordentlich hohe Zahl an Gefallenen und Schwerverwundeten. Weite Gebiete konnten durch die deutschen und kroatischen Einheiten bereits gesäubert und befreit werden, sodaß die Bevölkerung vom Bandenterror befreit aufatmen und an ihre Arbeit zurückkehren konnte. Bei den Banden aber zeigt sich täglich mehr, daß der kommunistische Terror auch in Bosnien zur Ausichtslosigkeit beurteilt ist.

„Frei erfunden oder übertrieben“

Englischer Militärcritiker über die anglo-amerikanische Kriegsberichterstattung.

Dnb Genf, 27. August.

Ein weiser Nahe scheint der Militärcritiker der englischen Zeitschrift „Tribune“ zu sein. In einem Artikel nimmt er sich die Kriegsberichterstattung der Achsengegner vor und zeigt mit bemerkenswerter Offenheit ihre abgrundtiefen Verlogenheit auf. Zunächst weist er den Bolschewisten nach, daß ihre Behauptungen der „Erfahrung und Glaubwürdigkeit“ ermangeln und daher im Ausland keine Aufmerksamkeit finden. Er schreibt dann:

„Das selbe gilt auch für die von den USA-Bombardern gemeldeten Abschüsse deutscher Jagdflugzeuge und für die von unserem Luftfahrtministerium ausgegebenen „Schätzungen“ von Schäden, die der deutsche Industrie zugefügt worden sein sollen. Aber auch nicht weniger gilt dies für die Meldung des Washingtoner Marineministeriums über die Versenkung oder Beschädigung japanischer Schiffe. Gerade in den letzten Wochen wurden uns wieder typische Beispiele solcher Behauptungen geliefert. Was die Sowjets betrifft, so werden ihre Verdichte über die militärische Lage solange von der Öffentlichkeit mit Skepsis aufgenommen werden, — als sie mit ihrer wilden Übertreibungstaktik fortfahren. Die Sowjets haben wenigstens die Ansrede, daß die Behauptungen ihrer Propaganda nach innen eine solche Zahlen-Hochtouristik erforderlich macht. Dasselbe kann aber nicht für die Angaben des englischen Luftfahrtministeriums über die den deutschen Städten zugefügten Schäden geltend gemacht werden.“

Der Militärcritiker gibt zum Schluß zu, daß auf der Achsenseite die militärische Berichterstattung „zweifellos der Wahrheit entspricht“. Er fährt fort: „Daher wäre es jetzt an der Zeit, daß sich die Nachrichtenagenturen der verbündeten Streitkräfte über eine bestimmte Linie einig werden. Sonst wäre nämlich Schweigen besser als die Verbreitung handgreiflicher Unwahrheiten.“

Beiseidenheit fehlt am Blase

Kanadier über das Verhältnis Englands zu den USA

Dnb Genf, 27. August.

Viscount Bonnet, ein früherer kanadischer Premierminister, sprach, wie „World Press News“ meldet, in London vor führenden Männern der englischen Presse. Es sei sehr leicht möglich, führte er aus, daß England, selbst wenn es den Krieg gewinnen, sein Empire verliere. Es komme alles darauf an, daß Großbritannien sich die Luftverkehrslinien innerhalb seines Empires rechtzeitig sichere, da der Luftverkehr in Zukunft gerade für den Zusammenhalt derart weit auseinander liegender Gebiete ein entscheidender Faktor sei.

Seit Beginn der amerikanischen Leih- und Pachtlieferungen habe sich bei vielen Engländern ein Komplex gebildet, sie könnten, wenn sie ihre Ansichten offen aussprechen, die USA vor den Kopf stoßen. Diese falsche Scheu müsse man ablegen. Gewinne der Engländer dem Amerikaner gegenüber sein Selbstvertrauen nicht zurück, dann behände die Gefahr, daß England sein Empire verliere.

Sifabon im vierten Kriegsjommer

A. F. Sifabon, Ende August.

Sifabon gehört zu den wenigen Hauptstädten Europas, die ihren friedensmäßigen Eindruck im allgemeinen behaupten konnten. Zeitweise war dies allerdings nicht der Fall, zumal als im Herbst 1940 Flüchtlinge aus Holland, Belgien und Frankreich hier aufnahmefähig und aus Mangel an Wohnraum auf Wohnhöfen, in Garagen, Zelten und auch im Freien nachzogen. Damals schloß die Einwohnerzahl auf weit über 600 000 an.

Das alles ist heute Vergangenheit. Die Stadt sieht wieder wie früher aus. Die Räden sind gefüllt mit Waren, die aus Amerika und England kommen. Konfektions-, Schuh- und Schmiedewaren, Porzellan- und Delikatessen sind reichlich vorhanden und werden stark gekauft, die Läden und Weinläden sind überfüllt. Alles bekommt man ohne Mühen.

Im Jahre 1940 war Sifabon für die Fremden nur eine Durchgangsstation. Man drängte danach, einen Schiffsplatz nach Amerika zu bekommen und wenn möglich nur eine Nacht in der Stadt zu bleiben. Niemand beachtete Sifabons Schönheiten, die herrliche Umgebung, die Seebäder, die materiellen Freizeitmöglichkeiten, die alten Klöster oder die Weinberge von Colares. Das hat sich geändert. Die Laufende von Flüchtlingen, denen es nicht möglich ist, trotz Protektion und Korruptionsversuchen sich einen Platz auf einem neutralen Dampfer oder einem Flugzeug zu sichern, haben sich damit abgefunden, für längere Zeit in Sifabon bleiben zu müssen. Die zahlungsfähigsten unter ihnen haben Landhäuser gemietet, die wie Paläste aus dem Boden geschossen sind. Kleine Gasthöfe haben angebaut und sind zu Hotels geworden, einige sogar zu „Palasthotels“.

Sifabon ist ja jetzt der Hauptdurchgangshafen für das westeuropäische Festland und unterhalb regelmäßigen Flugverkehrs mit Nord- und Südamerika, Afrika, dem Reich, Italien, England und Irland. Der Hafen ist mit Schiffen aller Nationen angefüllt. Die diplomatischen Abordnungen, die hier durchziehen und die früher nur aus wenigen Herren bestanden, zählen jetzt mandamäa hundert Mitglieder und mehr. Das alles bringt viel Geld nach Sifabon. Kein Wunder, daß sich Gastwirte und Kaufleute, Theatervorstände und Wohnungsvermieter zutreiben die Hände reiben.

Was in der Welt vorgeht, erfährt man durch eine Unmenge fremdsprachlicher Zeitungen, Zeitschriften und Bücher, die vor dem Krieg in Sifabon nicht zu haben waren. Allerdings muß der Käufer das Risiko des Uebersee-Transportes einiger dieser Bücher teuer bezahlen; man fordert beispielsweise für eine Neuposter Zeitung oder ein Chicagoer Magazin nicht weniger als 250 französische Franken.

Das Leben in Gaststätten und Vergnügungsorten in Sifabon hat gegen früher seinen Stempel erheblich geändert. Der Portugiese, der bisher seinen Kaffee bescheiden auf dem Koffioplatz oder in der Avenida trank oder bei einem Glas Portwein den einförmigen Gelängen der Fado zuhörte, hat jetzt mit dem westeuropäischen Nacht-Großstadtleben Bekanntschaft gemacht, das durch die Flüchtlinge aus Brüssel und vom Montmartre eingeführt worden ist. Das größte und angelegentlichste Lokal an der Plaza de Alegria wurde in einen „Dancingroom“ umgewandelt, wo schlecht bezahlte und wenig beachtete Tänzerinnen die reichen Sardinen- und Russisch-Geldgeber zur Nachtzeit unterhalten. Die Nachbarin „Mina“ — gegründet von den Alliierten und betriebsfähig von einem amerikanischen Russen — arbeitet mit einem Personal, das auf die Unterhaltung der Gäste genau achtet. Bekleidungs- und Schmuckgeschäfte an der Boulevard de l'Hotel de Ville dient das Casino an der Boulevard de l'Hotel de Ville.

Der Portugiese fühlt sich zwar geschmeichelt, da man ihn jetzt von allen Seiten umwirbt, doch würde er das Leben, wie es vor dem Krieg in Sifabon war, vorgezogen. Es liegt ihm nichts an den reichen Fremden, und er möchte lieber in den Klostern der portugiesischen Zeitungen leben und bei seinen Spaziergängen durch Sifabon weniger Uniformen, die er womöglich an den Fingern einer Hand aufzählen könnte. . . .

Das Wichtigste in Kürze

Das Gesetz über die Erfassung und den Einsatz der französischen Arbeitskräfte vom 4. September 1942 hat eine Änderung erfahren. Während bisher die Altersgrenzen bei Männern zwischen zwanzig und fünfundvierzig Jahren lagen, sind sie durch das neue Gesetz auf achtzehn bis fünfzig Jahre erweitert worden. Die übrigen Vorschriften sind unverändert geblieben.

Aus einer Meldung der Newyorker Zeitung „P. M.“ geht hervor, daß in Quebec die Wiederholung jüdenfeindlicher Demonstrationen der Franco-Kanadier erwartet wurden, als Roosevelt und Churchill ihre Besprechungen hatten. Starke Polizeikräfte wurden bereitgestellt und man kündigte rückwärtslose Anwendung von Tränengas und Schußwaffen an.

Deutschlands Friedrich List / Von Wilhelm Heimer

Gelegentlich der Uraufführung des Films „Der unerbliche Weg“ veröffentlichen wir diesen Aufsatz über den großen deutschen Nationalökonom Friedrich List.

„Nur erst Landstraßen und Eisenbahnen genau gebaut sein, so wird sich die deutsche Einheit von selbst finden.“

Der dies sagte, Goethe, sah mit der scheinbaren Gabe des Genies die Entwicklung voraus, aber es war nicht Sache dieses Unpolitischen, für den deutschen nationalen Einheitsstaat zu kämpfen und zu leiden. Sehr Kämpfer und Märtyrer zugleich aber war der Schwabe Friedrich List, dem erst die Nachwelt geben sollte, was die Weltwelt in ihrem Hygmängestift ihm versagte.

Nach mehr als durch die deutsche Eisenbahn, deren eifrigster Fürsprecher und unermüdbarer Werber in Wort und Schrift List war, wurde die deutsche Einheit durch den Deutschen Zollverein vorbereitet, als dessen geistiger Wegbahner ebenfalls der vom Betätigungsbereich und von vaterländischem Eifer erfüllte Reutlinger Bürgerjohn anzusehen ist. Ein einheitliches Eisenbahnnetz und eine erspriehliche wirtschaftliche Entwicklung waren in einem in viele Teile und Teilden zersplitterten Deutschland nicht möglich. Schon 1819 hatte List, den ein tüchtiger einflussreicher Staatsmann auf den neuerrichteten Lehrstuhl der Staatswissenschaftlichen Fakultät bei der Universität Erlangen berufen hatte, die dringende Notwendigkeit einer handelspolitischen Einheit erkannt und einen „Deutschen Handels- und Gewerbeverein“ gegründet. Im Namen dieses Vereins hatte der junge Professor eine „Petition“ an den Deutschen Bundestag verfaßt, worin er die Aufhebung der 33 Zoll- und Mautlinien im Innern Deutschlands verlangte.

Von diesem Wirtschaftspolitiker und Publizisten stammt auch das Wort, das heute Wirtenschaftler bedauert, in der jämmerlichen deutschen Kleinstaatenzeit und in der deutschen Reichspolitikerzeit aber kein Verständnis fand: „Wer an der See keinen Teil hat, der ist ausgeschlossen von den guten Dingen und Ehren der Welt — der ist unersetzlich Herrgotts Stiefkind.“ List hatte Phantasie, aber er war kein Phantast. Er hand mit den Füßen auf der festen Erde, und was sein scharfer Geist sah, das waren keine Nebelräume, sondern reale Gebilde. Ebenso wichtig wie die Länderverbindun-

den Schienenwege (Friedrich List, der als erster deutscher Volkswirtschaftler über das Weltmeer gefahren war, die Schiffverbindungen auf der Erdeite verbindenden See.

Sein Geist schaute überall wirtschaftliche Möglichkeiten, die seinem Vaterland nützlich sein konnten. So erkannte er auch die Bedeutung der südlichen Kolonialländer als die großen Rohstofflieferanten und wies er als erster auf die Notwendigkeit von Auslandsdeutschtum und Mutterland hin. Den Gedanken des großen Schwaben: „Daß man die Auswanderer nicht sich selbst überläßt, die Deutschen in fremden Weltteilen nicht mehr als Eingekerkerte diesseits anseht, ist allmählich zur Ehrenlade der Nation geworden“ hat das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart vermischt.

List war seiner Zeit voraus und er erlebte an sich die deutsche Tragik. Er, dem der Dienst am Vaterland alles war, galt als Vaterlandsverderber; die Heimat, in der er mit seinem Fühlen und Denken wurzelte, machte ihn heimatlos.

Sein Leben war Kampf. Er suchte keinen Streit, er wollte einem Kind des Friedens, der Wirtschaft, dienen, aber sein überragender Geist stieß gegen die Enge seiner Zeit. Weil er für den deutschen Handel und Wandel kämpfte, verlor er seine Erlanger Professur; weil er als Abgeordneter seiner Vaterstadt Reutlingen gegen den Dünkel und die Verschlingung der Schreibekasse und gegen die verstaubte Bürokratie stritt, wurde der frühere Schreiber auf den „Söllenberg“, den Alpen, geschleppt, der auch der Feuergeist Schubart gefangen gehalten und dem jungen Adler Schiller droht hat.

Der Kampf konnte den Sohn des Revolutionsjahres 1789 und den Erben reichstädtischen Unabhängigkeitsgefühles nicht unterkriegen, wohl aber der Hundstuntes Vaterlandes. Raum hatte er die deutschen Kaufleute auf den rechten Weg geführt, so wollten sie ihn auch schon wieder los werden, und um seine Ansagen wieder zu bekommen, mußte er sich noch jahrelang mit Krämerketten herumstreifen. Man hörte gerne seinen Rat in Eisenbahnsachen, aber eine feste Stellung gab man ihm nicht. Wie ein Fremdling hegte die württembergische Regierung viele Jahre den unbehaglichen Auswanderer und Neuerer in der Welt herum.

Er dachte nicht an sich, er dachte an die Gesamtheit, an sein Deutschland, das er geeint, groß, reich

und glücklich sehen wollte. Der Grundsatz des Nationalsozialismus „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ war für ihn, den edlen Deutschen, eine Selbstverständlichkeit. Schon als junger Professor, am 8. Januar 1818, schrieb er an seine Braut und spätere Frau: „Mein Inneres treibt mich für Wahrheit und Recht zu kämpfen. Ich liebe mein Vaterland — vielleicht mehr als mein eigenes Glück.“ In seiner Schrift „Das nationale System der politischen Oekonomie“ finden wir viele Ansichten und Forderungen, die nationalsozialistischem Gedankengut entnommen sein könnten und deren Verwirklichung erst das Reich Adolf Hitlers durchsetzte. Im Vorwort dieses neuen Hauptwerkes, mit dem er eine neue Auffassung der Volkswirtschaft begründet, sagt er: „Als charakteristischsten Unterschied des von mir aufgestellten Systems bezeichne ich die Nationalität. Auf die Natur der Nationalität als des Mittelalters des sozialen Individualität und Menschheit ist mein ganzes System aufgebaut.“ Das Volk soll in der Volkswirtschaft als ein Ganzes, als eine einheitliche, gemeinsam verpflichtete Persönlichkeit zu seinem Rechte kommen, die Politik soll nicht bloß die nächsten und augenblicklichen Privatinteressen, sondern die Zukunft des Volkes ins Auge fassen. Der Smith'schen Theorie der „Tauschwerte“ legt der deutsche Volkswirtschaftler seine Theorie der „produktiven Kräfte“ entgegen. „Eine Nation muß alle ihre Kräfte gleichzeitig entwickeln, wenn sie mächtig und wohlhabend sein will.“ Schon während seines Aufenthaltes in Amerika hatte der schwäbische Flüchtling über die Stellung des sozialen Wohlstandes nachgedacht. Einfließ und Gemeinnutz sind die Grundlagen des sozialen Wohlstandes; „dem taufend wohlhabende Wirrer vermögen zehn Mal mehr als der reichste Kapitalist.“

Dieser scharfe Streiter mit dem edlen Reutlinger Dickschädel war, besessen von Rechtlichkeit, Fortschritt und Vaterlandsdienst, aber auch besetzt von liebelvollem altem Menschenum. Wenn auch des eigenen Wertes stolz bewußt, war er doch von Mensch zu Mensch anpruchlos und bescheiden. Als er vom Präsidenten der Vereinigten Staaten, General Jackson, zum amerikanischen Konsul in Samburg ernannt worden war und hörte, daß der bisherige Konsul auf sein Gehalt angewiesen war, um arme Verwandte zu unterstützen, verzichtete er zugunsten seines Vorgängers auf die Besoldung. List war nicht nur ein theoretischer Vorläufer des Nationalsozialismus, sondern er war in seiner Zeit ein Nationalsozialist der Tat.

Der einstige unerbitterliche Optimist sollte doch noch zum Pessimisten, zum Verzweifelter werden. Nicht zweifelte er an der Sache, für die er zeit lebenslang gekämpft hatte, aber in dem Ringen um die deutsche Zukunft mußte er sich verlassen fühlen von seinem Vaterlande, für das er eintrat. Er war, wie ihn der Dichter Walter von Moles hieß, „Ein Deutscher ohne Deutschland.“ Nicht Verhöre und Untersuchungsfoltern, sondern der Jammer, sein ganzes Leben hindurch tauben Ohren gepredigt zu haben, brach seine Kraft“, schrieb David Friedrich Strauß.

Von einem Spaziergang in Ruffein, wo er auf seiner Erholungsreise nach Tirol Station gemacht hatte — am 30. November 1846 — lehrte der schwerleidende Mann nicht mehr zurück. Am nächsten Morgen fand man ihn von einer reinen weißen Schneedecke leicht umhüllt tot auf. Die Veranlassung hatte ihm die Pistole in die Hand gedrückt.

Armer Freund“, rief ihm der Dichter Raabe nach, „ein ganzes Land konnte dir beglücken, aber dieses Land konnte dir nicht einen Acker Erde, konnte dir nicht ein warmes Haus geben für die traurige Winterzeit des Alters!“

Im späteren Erkenntnis hat die Nachwelt auf das Denkmal in Ruffein die schlichten, aber befallenden Worte gesetzt:

„Deutschlands Friedrich List.“

4 Hans Udo Müller, der 1. Kapellmeister der Berliner Volkoper, wurde in der Nacht vom 23. zum 24. August ein Opfer des britischen Terrorangriffs auf die Reichshauptstadt. Der erst 38jährige, der seine Laufbahn am Deutschen Opernhaus begann, hat sich als einer der hervorragendsten Vertreter der jüngeren Dirigentengeneration einen bedeutenden Namen gemacht.

4 Willi Selzer, der bekannte Münchener Maler und Radierer, vollendet am 27. August sein 65. Lebensjahr. Er stammt aus Schönbühl bei Landsberg und studierte an der Münchener Akademie. Nach dem ersten Weltkrieg wirkte er als Professor an der Münchener Kunstgewerbeschule und ging 1928 als Lehrer an die Leipziger Akademie. Seit längerer Zeit lebt er wieder in München und an Chiemsee. Unter seinen Bildern sind vor allem die sog. „Aquarelle vom Chiemsee bekannt geworden.“

4 Am 28. August vollendet der jetzt in Berlin lebende Kunstmaler Professor Richard Pfeiffer sein 65. Lebensjahr. Er wurde in Breslau geboren, studierte an den Akademien von Breslau und München und war u. a. Schüler von Professor Max. In München war er auch Mitarbeiter der Münchener Zeitung. 1910 erfolgte seine Berufung an die Staatliche Kunstakademie in Königsberg, wo er bis 1932 tätig war. Seitdem lebt er als freier Künstler in Berlin.

Die Stunde ch' du schlafen gehst

Roman einer Liebe - Von Hans Fallada

28) Nur ein rascher Satz in den nächsten Leben rettete ihn vor seinem Pisp, der dahergestotelt kam wie ein Hühnerhund auf der Suche nach seinem Herrn. „Sie wünschen?“ fragte der dümmlich aussehende Lehrling, die einzige sichtbare Säule des Geschäftes.

„Babenderer sah, daß er in einen Laden für Eisenwaren geraten war. Mit unheimlicher Geistesgegenwart sagte er: „Ich wünsche Les Liaisons dangereuses von Choderlos de Laclos in der zweibändigen Edition des Hyperion-Verlages, grünes Leder.“

„Wie?“ fragte der Lehrling und starrte. „Nicht rascher leierte Babenderer. „Nä bitte um Les Liaisons dangereuses von Choderlos de Laclos in der zweibändigen Edition des Hyperion-Verlages, grünes Leder.“

„Und er lächelte gewonnen. „Aber Sie sind hier in einem Eisenwarengeschäft“, sagte der Lehrling verwirrt. „Ganz recht“, lächelte Babenderer. „Und er begann zum drittenmal: „Sie werden es ja sicher auf Lager haben: Les Liaisons dangereuses von Choderlos de Laclos.“

„Einen Augenblick, bitte“, sagte der Lehrling ängstlich und stützte in den Hintergrund des Ladens. „In weiterer Ferne wartete Babenderer und sah den verführten Lehrling zurückkommen mit dem Inhaber des Geschäftes, einem dünnen Mann, der durch eine Brille halb ängstliche, halb empörte Blicke auf den „Wahnsinnigen“ schloß.

„Was soll das?“ fragte der kleine Dicke vor lauter Angst fast laut. „Ich möchte“, sagte Babenderer freundlich, „ich möchte gern ein halbes Kilo dreißigköpfige Nügel.“

Der kleine Dicke sah erst Babenderer an, verwirrt, dann den Lehrling — empört. „Entsamtiger Junge!“ murmelte er und wog die Nügel ab. Leber laudete sie nur in Zeitungspapier eingewickelt, eine völlig unzureichende Verpackung, fand Babenderer. Aber die Wirkung des kleinen Scherzes, den er einmal in einem Buch gelesen und schon längst ausprobieren beschloßen hatte, stellte seine gute Laune wieder her. Eine halbe Stunde dieses Fortendmittags brachte er damit zu, in allen erdenklichen Geschäften alles erdenklich Überflüssige zu kaufen und die Nügel zu „vergeßen“ — sie wurden ihm stets nachgetragen bis auf die Straße! Schließlich gab er es auf, er trug sie beim in sein Hotel und verstaute sie in einem Koffer in der Halle. Dann sagte er zu dem Portier: „Ich reise nach dem Mittageessen ab — lassen Sie meine Rechnung fertigmachen.“

„Sie geben das Zimmer ganz auf?“ fragte der Portier ohne fonderliche Erwarten. „Ganz. Lübed wird mich nicht fänden sehen. Ich überfiele nach Hamburg, wenn jemand nach mir fragt, Streits Hotel. — Ist angerufen worden?“

„Mein Herr Babenderer.“ „Auch nichts abgegeben?“ „Nichts.“

Das Mittageessen fand unter dem Eindruck dieses „Mein“ und „Nichts“ — Babenderer fühlte sich benachteiligt von der Welt. Es hätte sich endlich mal wieder jemand um ihn kümmern können.

Dann packte er die Koffer und wurde dabei nur unterbrochen durch seinen getrennten Freund, den Portier, der mit einem wohlbestimmten Nicken aus Zeitungspapier in der Hand erschien: Nagelstücken harrten daraus.

„Ich glaube, Herr Babenderer hat das in der Halle vergessen“, sagte der Gute. „Nä? Keine Spur! Na, geben Sie schon her!“ Und er stopfte die Nügel ängstlich in seinen Koffer. „Ist die Rechnung fertig?“

„Der Babenderer fahren wirklich?“ „Aber natürlich. Ich habe es doch gesagt. Glauben Sie, ich sage so etwas zum Spaß? In einer Viertelstunde starte ich.“

Und diesmal startete Babenderer wirklich in einer Viertelstunde, tief betrauert von den Hinterbliebenen. Als Allerleystes sah er noch den Pisp, der um eine Ecke auf den kleinen Platz vor dem Hotel gestirrt kam — einen biden Fliederstrauch in der Hand!

Babenderer wollte halten und fuhr doch weiter. Aber er hatte nun reichlich Stoff zum Grübeln auf dem achtzig Kilometer Fahrt, nicht nach Hamburg, wie er lägenhaft behauptet hatte, sondern nach Bad Schönbad zum Genuß von „Liebe geht auf saften Sohlen“.

„Aber wieso eigentlich schon wieder Kletter? Was bedeutet Flieder in der Blumenprache?“

Liebe geht auf saften Sohlen.

Wenn es auch immer weiter regnete, so brachte Babenderer doch mit seinen Kollegen den angenehmsten Nachmittag in dem kleinen Bad Schönbad. Wie er da in ihrem Kreise sah und Theatergeschichten wurden erzählt, gemeinsame Bekannte festgelegt, über Regisseure und Intendanten gemöhelt, war ihm, als wäre er nach einer langen, trüblichen Verbannung endlich wieder heimgekehrt. Ihm kam es so vor, als sei er der Bühne schon einhundert Monate fern als es Tage waren.

Sie hatten den großen Kollegen aus der Weltstadt Berlin natürlich mit der gebührenden Achtung und Ehrfurcht aufgenommen, zweimäßig gemöhelt mit einer tüchtigen Portion Schnoddrigkeit. Denn wenn der Kollege Babenderer, was Ansehen und Einkünfte anlangte, zumhoh über ihnen stand, so fühlte doch jeder sich berufen, demselben auf den gleichen Höhe aufzutreten, auch die kleinste Nebenrolle hatte den Filmstern schon im Tornister.

Sie lächelten andächtig, wenn er vom Film erzählte, von seiner harten Arbeit und von dem bewundernden Blick, wenn man sich selbst spielen sah, am Abend des Drehtages schon, wenn das am Tage verganglich Gestaltete des Abends unvergänglich auf der Leinwand erschien. Wie man da plötzlich begriff, warum der Regisseur immer wieder eine kleine Szene hatte aufnehmen lassen, wie man sah, daß eine einzige Bewegung falsch gewesen war und alles verard. „Ja, das haben wir nicht beim Theater, daß wir uns so selbst vor Augen haben“, schloß er.

„Aber wir spüren's im Publikum, wenn wir einen Fehler gemacht haben!“ rief einer. „Und wenn wir sie drangekriegt haben, spüren wir's erst recht. Das hat ihr nun wieder beim Film nicht.“

„Doch, das haben wir auch!“ Und er erzählte ihnen von den Uraufführungen, wenn er verfiel in einer Loge sah und zum erstenmal tief der Film vor dem Publikum.

„Das ist ja doch wieder etwas ganz anderes, als wenn wir vom Bau hin ansehen. Komisch, ich bin doch ein alter Bühnensänger, aber immer noch habe ich Angst, wenn es dunkel wird und der Film fängt an zu laufen und alle sitzen so starr da. Man hat sich hundertmal gesagt: Er wird den Leuten Spaß machen.“

„Aber ich kann ganz gut klettern“, sagte Babenderer, „und bei uns in Berlin gab es auch Klettergelegenheit genug, und doch habe ich in der letzten Vorstellung noch denkt euch, in der siebenundachtzigsten Vorstellung habe ich platt umgeschmissen.“

Sie riefen „Ah!“ und „Oh!“, dies wollten sie um keinen Preis „abnehmen“, und er erzählte er ihnen denn die Geschichte vom Ei der Marielen, und er erzählte sie so lebendig und verträumt, daß sie sich ausschütten wollten vor Lachen über den berühmten Kollenen, der sich mit den Weinen in der Luft abspaltete, ein rohes Hühnerrei in der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Onkel in Duala / Von Walther Gottfried Klucke

Da lebte vor Zeiten in einer schönen Stadt ein Schustermeister namens — nun, der Name tut nichts zur Sache, und wir können ihn ebensovgt Lederle nennen, weil er mit dem Leder so gut umzugehen verstand und seine Stiefel und Galoschen ihre Zeit hielten. Dieser besagte Lederle also hatte einen großen Bruder, der sich früh aufgemacht hatte, um in den Kolonien sein Glück zu suchen, und nach Jahr und Tag war er als Fremder bei den Schwäbischen Lederles, weil der große Bruder berichtet hatte, daß er über kurz und lang Besitzer einer Farm und somit bereit wäre, die brüderliche Familie auf seine Kosten nachkommen zu lassen. Indessen — das Geld kam nie, und der Onkel in Duala ließ überhaupt nichts mehr von sich hören. Der alte, brave Schustermeister in Schwaben schloß auch eines Tages die Augen zu, ohne daß der Traum von der großen Reise in die Welt Wirklichkeit geworden wäre. Nun hatte der alte Onkel, der die väterliche Schulerlei weiterführte, zwar verhandelt er es nicht mehr, aus dem Leder schöne, blante Stiefel zu schneiden, aber seine Sohlen und Riemen waren eben auch nicht aus Wappe. Er hatte sein Auskommen und war zufrieden. Zum Geiraten kam er nicht recht, und als es endlich ein braves Mädel mit ihm aufnehmen wollte, da kam das Mädel schneller, als der Geldbeutel und der immer wieder hinausgeschobene Weg zum Standesamt es erlaubt hätten. Und weil auch eben jetzt das Geschäft zu münchlich übrig ließ, traktierte der frühverraute Schustermeister Lederle-Sohn sein Mädelchen mit frommen Ermahnungen, nur gar zu warten und das „Mädel“ vor den Leuten geheim zu halten. Aber geheiratet mußte nun doch einmal werden, und just an dem Morgen, als der Lederle den Entschluß dazu gefaßt hatte, kam ihm doch wieder das was in die Quere, und das war so:

Zwischen zwei Hammer schlägen auf den Absatz eines alten Stiefels Kopf ist es die Tür und herein tritt ein älteres Männle in blauer Uniform mit blanken Knöpfen und einem blauen Ärmelbandel in der Hand. Finanzamt, denkt der Lederle und hämmer weiter, als er merkt, daß es nicht. Das Männle sagt: „Griß Gott!“ — „Griß Gott!“ denkt der Lederle, ohne aufzusehen. „Nun fragt das blankknöpfige Männle, indem es sich umständlich die Brille auf die Nase setzt: „Sie sind der Herr Lederle, net wahr?“

„Der bin i!“ ist die trockene Antwort. „Dann sind Sie“, fährt das Männle fort, immer in der Ätte blättern, „dann sind Sie der Vater von dem Sohn namens — namens —“

Herr Gott, denkt der Lederle, jetzt hat das Mädel doch geschwätzt und ihn wegen der Alimente ange-

machen. Man hat sich ausgerechnet: Da wird's den ersten Lader geben. Nichts! Sie sitzen starr wie die Delgögen, als bräute man ihnen den blödesten Konfektionsfilm. Na schätze, sage ich direkt Angst.“

„Er lächelte mit leuchtenden Augen, und sie sahen ihn alle erwartungsvoll an. „Aber plötzlich“, fuhr er fort, „plötzlich an einer Stelle, wo es leiner von uns erwartet hätte, prüften sie los. Sie plagen einfach heraus, und in demselben Augenblick entdeckt man: Wahrhaftig, das ist ja verdammt komisch. Das hat du selbst gar nicht so lapidar, als du den Blödsinn machtest! Und man lacht mit, man rüdt ein wenig vor aus dem dunklen Hintergrund. Nun sitzen sie nicht mehr starr und stül, sie bewegen sich. Plötzlich hört man sie atmen, und nun laden sie schon wieder. Sieht ihr, da sitzt man denn nach fünf Minuten ganz vorn am Bogenrand. Ein paar entbeden einen und winken herauf und rufen, und jetzt jubeln einem schon alle zu, daß man sich nur schnell wieder nach hinten verfrachten muß, aber diesmal vor lauter Glück! Ah, Kinder, rief Babenderer, begeistert von seinen eigenen Worten, „unser Leben ist doch schön, und unser Beruf der allerhöchste!“

Der junge Mime, besorgt um den illustren Zuschauer am heutigen Abend, versuchte schon im voraus zu entschuldigen, daß die Fensterzone bei der unzureichenden Dekoration etwas matt ausfallen werde. „Ich kann klettern wie eine Katze, Babenderer“, versicherte er. „Aber wie soll man klettern, wenn nur ein Kletterstuhl da ist?“

„Aber ich kann ganz gut klettern“, sagte Babenderer, „und bei uns in Berlin gab es auch Klettergelegenheit genug, und doch habe ich in der letzten Vorstellung noch denkt euch, in der siebenundachtzigsten Vorstellung habe ich platt umgeschmissen.“

Sie riefen „Ah!“ und „Oh!“, dies wollten sie um keinen Preis „abnehmen“, und er erzählte er ihnen denn die Geschichte vom Ei der Marielen, und er erzählte sie so lebendig und verträumt, daß sie sich ausschütten wollten vor Lachen über den berühmten Kollenen, der sich mit den Weinen in der Luft abspaltete, ein rohes Hühnerrei in der Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten

— Mitten in den heißen Augusttagen erlebte Paris ein Weihnachtsmädchen, sogar den Weihnachtsmann persönlich. Außerordentlich war dieses Ereignis in einem großen Menschenhaufen in Erwartung, der an einer sonst wenig belebten Straßenecke entzündet war. Als die Polizei dem auf den Grund ging, fand sie dort einen kleinen Mann, der mit höflichem Lächeln 100-Krankeinscheine an die Menge verteilte. Mit beiden Händen griffen die Leute zu und rissen dem Mann die Scheine förmlich aus der Hand. Dieser holte aus seiner Hosentasche immer neuen Nachschub. Dem Polizeibeamten erschien diese Oberflächliche Art doch etwas zu dünn, und er nahm den Mann zur Seite mit. Dort stellte man zunächst fest, daß man es mit einem Mann namens Noel zu tun hatte, was soviel wie Weihnachtsmann bedeutet. Monsieur Weihnachtsmann erklärte kurz und bündig, daß er mit seinem Geld maden könne was er wolle, und da er in den letzten Tagen viel verdient habe, könne er auch seine Mitmenschen daran teilhaben lassen. Sein Name leue ihm geradezu die moralische Verpflichtung auf, die Polizei ließ ihn wieder laufen. Er wird sein Geld kaum wiedersehen, denn man hatte den Eindruck, daß er dabei etwas unter Asthof fand.

— Ein Bild stiftlicher Beworfenheit und Verkommenheit bot vor der Strafkammer des Landgerichtes Solmar die 24 Jahre alte ledige Keute Schladenhafen, die unter der Anklage des Mordes an ihrem dreieinhalb Monate alten Kinde und der Vernachlässigung ihrer Abbut, und Sorgepflicht stand. Diese junge Mutter, aus Straburg gebürtig und seit zwei Jahren in Solmar anständig, wohnte hier mit einem gleichaltrigen Manne zusammen. Nach der Trennung von ihrem bisherigen Liebhaber begann die Schladenhafen einen völlig hilflosen Lebenskampf, ging nur noch ihrem Vergnügen nach und vernachlässigte mehr und mehr ihre Kinder. An der Vernachlässigung ihrer Mutterpflichten ging sie so weit, daß sie selbst die den Kindern zustehende Milch nicht mehr abholte und die beiden kleinen Tage und Nächte hindurch vor Hunger sterben ließ. Besonders den Säugling, die kleine Susanne, ließ sie förmlich verhungern. Die Lebensmittel- und Kleiderkosten aber machte sie zu Geld, indem sie sie Bekannten oder Nachbarn verkaufte. Die Babenmutter selbst gab Mädelchen hindurch mit Mädelchen herum, denen sie sich in gemeinsamer Lust hingab. Kinos und Gesellschaften suchte sie das Heim, in dem trostlos und verlassen die Kinder in der winterlichen Kälte erharteten. Mehr und mehr waren ihr diese eine Last, die abzumägen sie sich entschloß hatte. Am 22. April 1943, zwei Tage nachdem eine Pfälzerin der bezugslosen Frau mit Anzeige wegen Vernachlässigung der Mutterpflicht gebröht hatte, trat sie in den ersten Morgenstunden an die Wiege ihres jüngsten Kindes Susanne, legte die Mutterhände um dessen Hals und erlöschte das arme Mädelchen, das schon dem Hungertode nahe war. Kalt und gefühllos legte sie noch das Ohr an die Brust der Kleinen, um sich zu vergewissern, daß das Kinderherzchen ausgeflommen habe. In einem Kohlenfaß verstaute sie das Kind in die Leiche im Keller und schloß mit noch größerer Eifer ihrer Vernachlässigung. Als man des Vergehens der Kleinen gewahr wurde, behauptete die Mörderin zunächst, sie habe das Kind in gute Pflege gegeben, bis sie schließlich in einem Kreuzverhör durch die Polizei den Mord zugeben mußte. Bei der Hausdurchsuchung wurde dann auch festgestellt, daß das zweite Kind völlig unterernährt und einem sicheren Hungertode ausgeliefert war. In der Verhandlung zeigte die Schladenhafen keinerlei Reuegefühl und suchte lediglich ihre Tat durch ihre angebliche Mittellostigkeit zu entschuldigen. Dem hielt der Staatsanwalt entgegen, daß die hilflose Mutter, deren Scheu vor jeder Arbeit geradezu sprichwörtlich geworden war, aus den niedrigsten Gehältern heraus gehandelt habe, die da waren: Vermögenslosigkeit und Angst vor einer Anzeige. Als soziales Element bünte diese Mörderin keinen Platz mehr in der Volksgemeinschaft beanspruchen. So lautete denn auch das Urteil dem Antrage des Anklagevertreters entsprechend auf die Todesstrafe, da mildernde Umstände in dem Leben der entmenschten Mutter nicht zu finden waren.

— Künstliche Atmung rettete eine Kuh. Vieher ist vielfach im Zusammenhang mit Unglücksfällen erfolgreich die künstliche Atmung von Menschen angewendet worden, die dem Tode nahe schienen und mit diesem Hilfsmittel dem Leben zurückgehoben werden konnten. In einem französischen Dorf in der Nähe von Châteaufort ist nun einmal der Versuch unternommen worden und auch geglückt, ein Tier auf diesem Wege vor dem Tode zu bewahren. Es handelt sich um eine Kuh, die sich beim Stillen ihres Kalbes zu weit vom Rande des Dorfes entfernt hatte und zu erstarren drohte. Als die Feuerwehr erfuhr, war das Tier schon völlig unter Wasser geraten und in tiefer Bewußtlosigkeit. Die Anwendung künstlicher Atmung vermochte die Kuh, die kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben hatte, wieder zum Bewußtsein zu bringen.

— Zwei Fliegen auf einen Schlag erledigten zwei giftige Diebe in Kairo. In einem vornehmen Haus waren während ihrer Abwesenheit in der Mittagspause schlafen die zwei Diebe ein und durchstießen die Wohnung nach Verhofen. Plötzlich klingelte es an der Wohnungstür. Einer der Diebe öffnete und stellte sich als Wohnungsinhaber vor. Der Besucher war ein Notar aus der Provinz, der sich in Kairo auf der Wohnungssuche befand und der wegen des Fehlens der Wohnung in den Fenstern angekommen hatte, die Wohnung set zu vermelden. Die Diebe verrietete kurzhand die Wohnung für drei Monate. Hölle aus einer Schreibstube ein Diktationsbuch hervor und quitierte verbindlichst die erhaltenen Miete für drei Monate. Am Rande des Besuchs als die Fliegen die ersten Arbeit schon wieder aufgenommen hatten, trafen bereits die ersten Fliegen des Notars ein. Als der Wohnungsinhaber abends von einer Reise nach Hause kehrte, mußte er die unangenehme Feststellung machen, daß nicht nur seine Verfassungen verschwunden waren, sondern daß man ihm unfreiwiligerweise einen Mieter in die Wohnung gesetzt hatte, den er erst einmal darüber aufklären mußte, daß er einem großen Schwindel zum Opfer gefallen war.

Die Mode von Paris

Von Viktor von Levetzow

„Noch einmal war aller Glanz und Prunk des jüngsten Königtums entfalteter worden, als der erste Friedrich in die Gruft geleitet wurde. Dann war es mit einem Schläge mit der Herrlichkeit vorbei. Es gab eigentlich keinen „Hof“ mehr, sondern eher einen autbürgerlichen Haushalt, den Friedrich Wilhelm I. führte. Er selbst hatte nur im Lande angefertigte Kleidung und sah es sehr ungern, wenn ausländisches Zeug getragen wurde.“

Ganz besonders aber waren ihm die großen und kostbaren „Allongeperücken“ zuwider, die vornehmlich aus Paris kamen. Schon als fünfjähriger Prinz hatte er den Unwillen seiner, den hübschen, eigenwilligen Jungen ärtlich liebenden Erzieherin, der Frau von Mancoules, erregt, als er seine stoffliche Kapuze vor Beginn einer Festlichkeit in den Kamin warf. Er trug den soldatischen Hopp und wünschte ihn auch bei seiner Umgebung zu sehen.

Aber hier lästeten sein harter Wille zu scheitern. Siegreich behauptete sich die stoffliche Lebensweise an der Seinebucht.

Die Diplomatenfedern trachten über das Papier, Kurieren brachten nach Süd und Nord, nach Ost und West. Man ermetete auf. Der junge König war endlich schon geworden. Neue Wesen lernten nicht lange zu lächeln, und so bog man wieder ins alte Geleise am Hofe zu Berlin. — Friedrich Wilhelm hatte beim ersten Vertriebsmacher von Paris, der sich als herborragender Haarkünstler der Welt bezeichnete, zwei Wollperücken bestellt, wie dieser wohl noch keine in Auftrag hatte.

Und sie kamen, die Wunderwerke Frankreichs auf diesem Gebiete der „Kosmetik“, die ansehend bestimmt waren, auf königlichem Haupte das Auge der Berliner zu erfreuen.

Ein Freitag nach. Der König erschien, wie bisher, im Wollrock und Hopp und sah lächelnd auf seine entwürfelten Wollperücken, die in Vorbeacht fünfziger Ereignisse tief in neuen Perücken prangten, teils schadhast gewordene wieder herbegeholt hatten.

Ein weiteres, größeres Fest folgte. Wieder gab es daselbe Bild. Immer noch nicht zeigte sich das Wunder von Paris.

Da wurde in den Straßen ausgeklüngelt, daß am nächsten Tage ein lieberlich Weißbrot wegen jüden Lebenslandes auf dem Markte öffentlich

von dem Senker und seinen Knechten gestäubt und gebrandmarkt werden solle. Oeffentliche Schauspiele waren unter dem neuen König sehr selten geworden, und so war diese Gerichtsbehandlung ein Ereignis, bei dem alles, was seine hatte, hoch und niedrig, zusammenließ, zumal das Gericht besagte, die Weisheit sei nicht über anzuheben.

Ein Wurmlein, fast wie ein Schrei, ging durch die Menge, als die Vollstrecker des Gerichts am nächsten Morgen erschienen. Niemand sah auf das Mädelchen. Alles starrte wie gebannt auf die Senkersknechte, deren Verürung man schenke wie die

„Ich hab's gewagt“ / Vor 420 Jahren starb Ulrich von Hutten

In unserer von großen Ereignissen trächtigen Zeit mag die Erinnerung an große Gestalten der deutschen Vergangenheit Ansporn geben zur Verwahrung in Opfer und Tat. Vor vier Jahrhunderten stand die deutsche Nation voran in den großen Kämpfen, die um eine geistige Erneuerung Europas ausgetragen wurden. Einer der mutigsten und unerschrockensten Kämpfer für Geistesfreiheit in jenem Zeitalter der Renaissance und Reformation war Ulrich von Hutten, der am 20. August vor jetzt 420 Jahren auf der Insel Uman im Rührer See farb. Erst 85 Jahre zählte er, doch ein durch Kämpfe und Reiden ungesünder schweres Leben lag hinter ihm.

Eigene Unruhe und Verfolgungen, die sein freimütiges und seine Mühigkeit ihm eintrugen, hatten ihn rastlos umgerbetrieben. Als zehnjähriger Knabe kam er ins Stift nach Fulda, sieben Jahre später entloh er, um nicht Mönch werden zu müssen. Und nun ward er erst ein fahrender Scholar, der an vielen hohen Schulen Deutschlands studierte, dann ein Ritter, der das Schwert wie die Feder schneidig zu führen wußte. Er kämpfte für Kaiser Maximilian I., rief in schwingvollen Dichtungen und Briefen auf zur Feinde gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, der einen Vetter des Dichters, Hans von Hutten, gemordet hatte. In ganz Deutschland wurde sein Name berühmt, als er für den aus Borsheim kommenden Humanisten Neuklin in dessen Sünden mit den Dominikaner-Mönchen durch hinreichende lateinische Streifdriften Partei ergriff und sich an der Abfassung der satirischen Dünkelmännerbriefe beteiligte. Eine Reihe nach Italien (1517/17) erwiderte in ihm seinen Eifer zum Kampf für die Befreiung

einer Brennessel, denn, o Sohn, die Senker trugen auf dem Kopf den Stolz Frankreichs, die kostbaren Wollperücken des Königs!

So hatte der König im Kampf mit der mächtigen Frau Mode gefaßt. Was ein Verbot, eine Ungnade niemals fertigegebrecht hätten, mit einem Schläge war es geschäft. Die Verücke verschwand restlos aus der Hauptstadt Brandenburg, und wenn die freien Gassenbuben sie einen ahnungslosen Fremden sahen, der das künstliche Gebilde auf seinem Haupte trug, verpöpteten sie ihn und riefen: „Schinderhock!“

Deutschlands vom kirchlichen und politischen Joch. 1517 krönte Kaiser Maximilian den Heimgelohrten in Augsburg zum Dichter. 1519 machte Hutten den Zug des Schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Württemberg mit, wobei er Franz von Sickingen kennen lernte und zum Freund gewann. Im folgenden Jahr trat er auch in Beziehung zu Luther. Von Rom aus verfocht mußte der Dichter bei Franz von Sickingen Schutz suchen und richtete nun durch seine demnach Schriften („Gesprächsbüchlein“, „Klag und Vermahnung“) flammende Bedrue an das deutsche Volk zum Kampf gegen die Hierarchie. Sein Wahlspruch, früher „Facta est alia“ (Der Würfel ist geworfen), lautet jetzt „Ich hab's gewagt“. In den Sturz seines Reichthums verwickelt, mußte Hutten in die Schweiz fliehen. Der Reformator Binigali gewährte dem von schwerer Krankheit niedergeborenen Streiter eine Freistadt, wo er vor dem bitteren Ende noch einmal ruhen konnte.

Hutten's lateinische und deutsche Dichtungen und Prosa-schriften sind durchgängig von Begeisterung und Leidenschaft, bald von heiligem Ernst, bald von scharfer Satire. Der unermüdete Kämpfer, der die Hälfte seiner kurzen Lebenszeit körperlich schwer litt, war voll Feuer und Kraft.

+ Zur Erinnerung an die Kämpfe um die Stadt Waldsbut im Sommer 1468, bei denen die Schweizer vergeblich versuchten, die Stadt zu erobern, begehrt sie jährlich ihre „Schibi“, ein im ganzen Bodenseegebiet bekanntes Volksfest. In diesem Jahre fand an seiner Stelle ein historischer Reimabend statt. Außerdem zeigt hier der aus Gschwil im Hohenwald kommende Kunstmaler Josef Schöb in einer Sonderausstellung Bilder aus Alt-Waldsbut und aus dem Hohenwald und Schwarzgauer Kochenbildern.

Der Sommer welkt dem Frühling nach

Von Will Vesper

Der Sommer welkt dem Frühling nach. Der Herbst ist nicht mehr ferne. Schon zielen kühl ins Weltgemach die winterlichen Sterne.

Das bunte Spiel, der Tanz ist aus. Die letzten Kerzen wehn durchs Haus.

Mir ist dies nicht mehr wunderlich. Man lernt es bald im Leben, daß alle Flammen trunken sich erheben und verschweben, daß Rauch und Asche segt im Wind, wo jetzt noch Gras und Blüte sind.

Der schlagertige Phokion

Demosthenes, einer von den Rednern, die Phokion entgegenarbeiteten, sagte einmal zu ihm: „Dich werden die Athener noch umbringen, Phokion!“

„Nä“, entgegnete er, „wenn sie rasen; dich aber, wenn sie je zu Verstand kommen!“

Der athenische Staatsmann und Feldherr Phokion, den seine Mitbürger den „Rechtsschaffenen“ nannten, war von unerhöhrlicher Unbestechlichkeit. Als eine Gesandtschaft Alexanders des Großen ihm einige Geschenke überreichen wollte, fragte er erkaunt: „Warum?“

„Weil dich der König für besser hält als alle anderen“, antworteten die Gesandten.

„Gut! So soll er es mich bleiben lassen!“ sagte Phokion und wandte ihnen den Rücken.

Phokion erregte die Athener gegen Miltion aus, der mit einem großen Heer in Attika gelandet war. Bei der Gelegenheit liefen seine Leute von allen Seiten auf ihn zu, griffen in sein Amt ein und rieten ihm bald, dort einen Stügel zu befehen, bald wieder, hier ein Lager aufzuschlagen.

„Im des Himmels willen“, rief Phokion, „wieviel Feldherrn sehe ich, und die wenige Soldaten!“